

## Alltag und Lebensgefühl im Zürich des 16. Jahrhunderts\*

von MATTHIAS SENN

Da es im vorliegenden Rahmen kaum möglich ist, den Zürcher Alltag und das Lebensgefühl zur Zeit der Reformation umfassend darzustellen, beschränken wir uns darauf, einige Aspekte zum Thema herauszugreifen und anhand ausgewählter Quellen zu illustrieren. Dies sei gewagt im Bewußtsein, daß bei der subjektiven Quellenauswahl notgedrungenermaßen manche wichtigen Gesichtspunkte außer acht gelassen werden, wodurch ein Zeitbild entsteht, das keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Im Jahre 1590 erschien in Zürich ein Buch mit dem Titel «Bättelordnung, Ein kurtzer und einfalter Bericht vonn dem unverschampten Bättel», worin sich Samuel Hochholzer, «Burger und diener des worts Gottes zu Zürich», mit der weitverbreiteten Plage des Bettelns auseinandersetzt und Ratschläge für dessen Beseitigung gibt. In der Vorrede zu diesem Buch entwirft er ein allgemeines Bild seiner Zeit und führt dabei unter anderem aus:

«Dieweyl wir all bekennen müssen, das nun mehr die zeyt der straaffen Gottes vorhanden, unnd die raach ob uns ist, die uns vil jar hår auß dem waaren ewigen wort Gottes, und hienåben auch mit vilen grausamen erschrockenlichen wunderen und zeichen am himmel, in lüfften mit Cometen fheürflammen, schwåren ungewitteren, mit tonder, blitzg, hagel, wulckenbrüchen, auf erden mit seltzamen wundergeburten an leüt und vych, mißgewächsen an böumen und früchten, und one zal andern warnungen ist getröuwet worden. So haben wir durch die gnad Gottes das aller best und gewüssest mittel, der gegenwirtigen und zükünftiger, noch vil größerer straaff züentfliehen in unsern händen, das wir namlich die ursachen, umb deren willen Gott nach seiner gerechtigkeit straaffen müß, hin und abschaffen, und mit einer warhafften besserung Gott dem Herren begegnen<sup>1</sup>.»

In konzentrierter Form spricht Hochholzer hier Gedanken aus, die für jene Zeit keineswegs neu, sondern während des ganzen Jahrhunderts immer und immer wieder formuliert worden waren und die eine weitverbreitete Grundstimmung wiedergeben. Der furchterregende, strafende Gott, der sich mit Wundern und Zeichen aller Arten in der Natur manife-

---

\* Vortrag, gehalten anläßlich der Jahresversammlung des Zwinglivereins am 21. Juni 1976.

<sup>1</sup> Hochholzer B 1<sup>v</sup>-B 2<sup>r</sup> (= S. 18f).

stiert, die Notwendigkeit, deren Bedeutung zu erkennen und sich zu bessern, um den Zorn Gottes und noch schwerere Strafen abzuwenden, das sind immer wiederkehrende Vorstellungen, die im folgenden, neben andern Aspekten, ausführlicher behandelt werden sollen.

Ein Faktor, der das Lebensgefühl des Menschen im 16. Jahrhundert zunächst wesentlich prägte, ist zweifellos dessen Verhältnis zur Natur, zu einer Natur, von welcher er in einem Maße bedroht war, wie es heute in unseren Gegenden kaum noch nachzuvollziehen ist. Vielen Naturereignissen stand man damals noch weitgehend schutzlos gegenüber, so daß Gewitter, Überschwemmungen oder Blitzschläge, um nur diese häufigsten Beispiele zu nennen, oft zu verheerenden Katastrophen wurden. Zu solchen Naturkräften, denen man ganz direkt ausgeliefert war, kamen zahlreiche andere Erscheinungen, die zwar nicht so unmittelbar, aber deshalb nicht minder unheimlich wirkten: Am Himmel zeigten sich Nordlichter, Kometen, Nebensonnen und blutrote Verfärbungen der Sonne, auf der Erde fielen Korn- und Blutregen, kamen Mißgeburten an Menschen und Vieh zur Welt oder tauchten fremdartige, früher nie beobachtete Tiere auf. Da die naturwissenschaftlichen Kenntnisse und die Einsicht in natürliche Zusammenhänge im allgemeinen fehlten, blieb man auf Erklärungen im Sinne des Wunderglaubens angewiesen, und vor allem die Himmelserscheinungen gaben stets Anlaß zu Spekulationen und Prophezeiungen. Die in jener Zeit auch in unseren Breiten häufiger auftretenden Nordlichter<sup>2</sup> und die oft ausführlich beschriebenen Kometen galten immer als gewisse Vorboten eines kommenden Krieges<sup>3</sup>, was mit prominenten Beispielen belegt werden konnte.

Die Erscheinung eines Kometen kurz vor der Schlacht bei Kappel im Sommer 1531 ist mehrfach erwähnt. Johannes Stumpf beschreibt sie in seiner Reformationschronik folgendermaßen:

«Zu der zyt des augsten, umb sanct laurentzentag [= 10. August], da erschein ein gar erschrockenlicher comet gegen dem abend. Diser comet stand gegen nidergang der sonnen mit eynem langen schwantz oder strymen, gegen mittag streckende. Syn farb waß goltgelb. Der strymen waß geformet wie ein rütten. Ettlich verglychtend es eym pfaenschwantz, zu bedütten zükünfftigen krieg zwüschen dem huß Osterich und der Eidtgnoschafft. Ettlich aber meyntennd, es were ein zeichen der rütten gottes, die er über die mütwilligen Eidgnoschafft usgestreckt hette.

<sup>2</sup> Das Verzeichnis beobachteter Polarlichter, zusammengestellt von *H. Fritz*, Wien 1873, enthält für das Gebiet der Eidgenossenschaft folgende Anzahl von Nordlichtern: 1551–1560: 6; 1561–1570: 7; 1571–1580: 16; 1581–1590: 16.

<sup>3</sup> Siehe *Zimmermann*, Artikel «Nordlicht», in: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. VI, Berlin/Leipzig 1934/1935, Sp. 1118–1121.

Es waß mengerley urteil über dißen sternem. Aber syn bedütniß unnd wirkung erzeugt sich in kurtzer zyt mit blütvergießen und großem jamer, wie du hernach horen wirst; dan es folget vil jamers daruff<sup>4</sup>.»

Heinrich Bullinger ergänzt in seinem Werk über die Reformation den ihm wesentlichen gleichlautenden Bericht mit der folgenden Erzählung:

«Und alls Zwingli von H. Jörg Müller appt zû Wettingen des abends uff den kylehhoff Zürych zum großen Münster nâben dem Wettinger huß gefraget ward, was der Comet doch bedüte? Antwort er, Min Jörg, mich und mengen eeren man wirt es kosten, und wirt die warheit und kyleh notd lyden, doch von Chro. werdent wir nitt verlassen<sup>5</sup>.»

Auch Zwingli war, folgen wir der von Bullinger überlieferten Anekdote, davon überzeugt, daß der Komet kommendes Unheil anzeige. Der Reformator verstand die Himmelserscheinung als ein von Gott gesandtes Vorzeichen, wie sich in seiner Überzeugung alle derartigen Naturerscheinungen nur nach Gottes Vorsehung und Willen ereignen konnten. In der Schrift «De providentia Dei» von 1530 setzt sich Zwingli eingehend mit diesem Gedanken auseinander. Dort schreibt er:

«So vil sye geseyt von der Bewegung und Würckung der oberen Dingen, under denen wil ich begriffen haben alle Würckung von oben harab und Constellation, Blitzg, Tonder, was oben harab sich laßt, was von unden uff durch die obren hinuff gezogen wirt, Erdbidem, Wätter und was da oben oder hie unden durch Krafft der hymmelischen Cörperen geschicht. Und daby jaa sagend wir, daß die Ding alle, die also durch die obren Krefft geschähend, uß der Fürsichtigkeyt Gottes und uß gegenwürtiger Krafft Gottes geschähend<sup>6</sup>.»

Um sein Anliegen zu verdeutlichen, wählt der Reformator das Beispiel der Astrologie. Eine Astrologie, die beim bloßen Beobachten der Sterne und beim Auswerten der Konstellationen stehenbleibt, hat für Zwingli keinen Sinn, ja ihre Prophezeiungen sind unbegründet und frevelhaft. Auch das Gestirn ist Werkzeug Gottes, weshalb die wahre Kunst der Sternenseher darin besteht, daß sie den Gang der Sterne erforschen, indem sie gleichzeitig die Vorsehung und den Willen Gottes erkennen und verehren. Nur unter dieser Voraussetzung läßt er die Astrologie gelten:

---

<sup>4</sup> Johannes Stumpfs Schweizer- und Reformationschronik, hg. von *Ernst Gagliardi*, *Hans Müller* und *Fritz Büsser*, Bd. II, Basel 1955 (Quellen zur Schweizer Geschichte, NF, Abt. I, Bd. VI), S. 155.

<sup>5</sup> Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte, hg. von *J. J. Hottinger* und *H. H. Vögeli*, Bd. III, Frauenfeld 1840, S. 46.

<sup>6</sup> Huldrych Zwingli, *De providentia Dei*, nach der Übersetzung Leo Juds aus dem Jahre 1531, in: Zwingli Hauptschriften [Bd. II], *Der Prediger*, II. Teil, bearbeitet von *Oskar Farnet*, Zürich 1941, S. 214f.

«Dann wie das Gestirn ein Mittel und Werchzüg ist, durch wöliches die göttliche Krafft sich öugt und ußgüßt, also ist ouch das Wüssen ires Louffs und irer Ordnung nüt anders dann ein Wüssen der göttlichen Würckung<sup>7</sup>.»

Die Vorstellung von der direkten Einwirkung Gottes in der Natur kehrt in den Quellen des 16. Jahrhunderts beständig wieder. Die göttliche Allmacht manifestierte sich nach den Anschauungen der Zeit nicht nur in den Gestirnen, sondern eben in all den auffälligen Naturwundern am Himmel und auf der Erde, die mit gesteigerter Aufmerksamkeit registriert wurden. In den sich häufenden Himmelserscheinungen und den zahlreichen Naturkatastrophen sah man den Ausdruck von Gottes Zorn über die verdorbene Menschheit, seine Strafe und gleichzeitig seine Warnung vor weiteren, noch schlimmeren Verheerungen. Nicht nur die Theologen mahnten, vom sündhaften Leben abzustehen. Sie wurden unterstützt von der Obrigkeit, die sich immer wieder gezwungen sah, gegen eine allgemeine Verrohung der Sitten anzugehen. So nahm der Zürcher Rat zum Beispiel einen heftigen Hagelschlag, der Kornfelder, Obstbäume und Weinberge im ganzen Zürcherland zerstört hatte, zum Anlaß, seine alten Mandate und Satzungen über das Zutrinken und Gotteslästern zu erneuern und gleichzeitig festzusetzen, daß in den Weinstuben nur noch eine beschränkte Menge Wein pro Person abgegeben werden durfte<sup>8</sup>. Gerade eine solche obrigkeitliche Reaktion auf einen Hagel zeigt deutlich, wie ernst man das Naturereignis als Zeichen göttlichen Zorns nahm.

Nicht nur die entfesselten Naturgewalten ließen den Menschen seine Hilflosigkeit erkennen, sondern auch Teuerung, Hungersnöte und die zahlreichen Krankheiten, von denen er ständig geplagt war. Besonderen Schrecken verbreiteten natürlich die immer wiederkehrenden Pestepidemien, denen jedesmal Hunderte, ja oft Tausende zum Opfer fielen. Während des 16. Jahrhunderts wurde Zürich mehrmals von der Pest heimgesucht. Eine der schlimmsten Seuchen war jene des Jahres 1564, an der auch Heinrich Bullinger schwer erkrankte und dreizehn Wochen lang darniederlag. Durch die gleiche Pest verlor er innerhalb weniger Wochen Ehefrau, Tochter, Enkel und Schwager<sup>9</sup>. Ludwig Lavater, erster Diakon am Großmünster und Gatte der eben erwähnten Bullinger-Tochter, veröffentlichte im Oktober dieses Pestjahres eine Predigt «Von der Pestilentz», in der er sich eingehend mit der Krankheit, ihrem Ursprung und

<sup>7</sup> Ebenda 212f.

<sup>8</sup> Zürich, Zentralbibliothek, Ms. F 23 [= Bd. 11 der Wickiana], 358; Zürich, Staatsarchiv, A 42, 4, S. 161–165 (Weinordnung vom 15. August 1574).

<sup>9</sup> Heinrich Bullingers Diarium (Annales vitae) der Jahre 1504–1574, hg. von *Emil Egli*, Basel 1904 (Quellen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte 2), S. 76–78.

der Frage, wie man sich ihr gegenüber zu verhalten habe, befaßt<sup>10</sup>. Dabei distanziert er sich von allem Anfang an von den Ärzten, die in ihren Büchern nur zeigen, mit welchen hygienischen Maßnahmen man sich vor Ansteckung bewahren kann. Lavater geht es vielmehr darum, seinen Mitmenschen klarzumachen, daß die Pest (ganz im Sinne von Zwingli) ein von Gott gesandtes Mahnzeichen ist. Der Mensch muß sich deshalb nicht primär vor der Krankheit schützen, sondern sein Verhalten gegenüber Gott ändern. Sein theologisches Unternehmen rechtfertigt Lavater mit dem Satz: «Dan es ist mee an der seelen heil dann an deß lybs gsundheit gelägen<sup>11</sup>», eine Aussage, die das Verständnis vieler Gedanken des 16. Jahrhunderts eröffnet. Wie Zwingli es am Beispiel der Gestirne tut, so weist Lavater hier nach, daß der Ausbruch der Pest nicht ein zufälliges Ereignis, sondern, wie auch die kleinsten Vorgänge in der Natur, von Gott gelenkt ist. Lavater lehnt zwar die natürlichen Erklärungen der Astrologen, wonach gewisse Konstellationen der Planeten und Verfinsterungen des Mondes und der Sonne Ursache für die Seuche seien, und jene der Ärzte über die dem Körper schädlichen Eß- und Trinkgewohnheiten nicht gerade ab, doch betont er, daß Gott nicht an solche Dinge gebunden sei und mit Krankheit anstecken könne, wen er wolle. Die von einigen geäußerte Meinung, an all den Plagen, wie Krieg, Hunger und Pest, sei einzig der neue Glaube und das Evangelium schuld, weist Lavater natürlich energisch zurück. Als wichtigste Ursache nennt er vielmehr «der wällt abgötterey, sünd und laster<sup>12</sup>», die durch Gott mit der Seuche bestraft werden, und in welchem Maße die Menschen beständig sündigen, zählt er Punkt für Punkt anhand der Zehn Gebote auf. Im dritten Teil seiner Pestpredigt führt Lavater aus, wie man sich der Pest gegenüber verhalten soll. Er gibt zu, daß das Einnehmen von Arzneien nicht zu verachten sei, «dann Gott die artzney dem menschen zü gutem gäben hat<sup>13</sup>», gleichzeitig aber mahnt er:

«Doch söllend wir eigentlich wüssen daß die artzney kein kraft hatt, wenn Gott nit wil, söllend derhalben der artzney nit zevil zügäben<sup>13</sup>.»

Als Theologe, dem eben mehr am Seelenheil als an der körperlichen Gesundheit liegt, rät Lavater eindringlich zur Besserung des Lebens und zum Abstellen von Sünden und Lastern. Willig solle man sich in den Tod ergeben und die Pest nicht als Schelmentod verabscheuen, an der doch so

<sup>10</sup> Ludwig Lavater, Von der Pestilentz, Zwo predginen, die ein vom ursprung der Pestilentz, whar die sye, item warumb sy regiere, unnd wie man sich darinnen halten solle ..., Zürich 1564.

<sup>11</sup> Ebenda, Vorrede, 2<sup>v</sup>.

<sup>12</sup> Ebenda 6<sup>v</sup>.

<sup>13</sup> Ebenda 18<sup>r</sup>.

viele fromme und ehrbare Menschen gestorben seien. Die Pest wird vom Großmünsterpfarrer also als von Gott gesandte Strafe und notwendige Mahnung dargestellt, die insofern mit durchaus positiven Eigenschaften versehen wird.

Dieser sozusagen offiziellen, theologischen Erklärung steht die weitverbreitete Meinung entgegen, daß die Pest letztlich das Werk von Hexen sei, welche die Kraft, die Menschheit auf diese Weise zu verderben, vom Teufel erhalten hätten. Die Darstellung der Pest als Werkzeug Gottes einerseits und die Ansicht, sie werde mit Hilfe des Teufels ins Werk gesetzt, andererseits, scheinen sich auf den ersten Blick zu widersprechen, doch soll später gezeigt werden, daß das nicht der Fall ist.

Ob die Vorstellung, wonach die Pest auf die Tätigkeit der Hexen zurückgehe, in Zürich in dem Sinn Konsequenzen hatte, daß es zu Hexenverfolgungen gekommen wäre, ist nicht bekannt, doch wußte man hier jedenfalls von den Hexenverbrennungen, die im Sommer 1571 in Genf vorgenommen wurden und die offensichtlich direkt mit der damals grassierenden Seuche im Zusammenhang standen. Felix Lavater, der zu dieser Zeit in Genf studierte, schrieb seinem Vater, Ludwig Lavater, daß der Rat der Stadt den Ursprung der Pest ergründen ließ, worauf es sich herausstellte, daß es keine natürliche Seuche gewesen sei, sondern daß «die lüth von denen schantlichen häxen iämerlich mitt dem anstrychen der salben sind getödt worden. Hoffend derhalb, man werde so lang brennen und braten, biß daß es besser werde<sup>14</sup>.»

In einem anderen Bericht über diese Genfer Pest an Josias Simler stehen die beiden Gedanken unmittelbar nebeneinander: Auf der einen Seite sieht man ein, «daß der zorn Gottes billich über unß erbrunnen ist die vergangenen iar, das er unß durch dise hellische plag gezüchtiget hatt; wir wüssend, daß wir mitt der pestilentz umb unserer sünden willen gstrafft sind<sup>15</sup>». Andererseits hat man jetzt herausgefunden, daß es eben die Hexen sind, die sich mit dem Teufel verschworen haben, «dise statt zü verderben<sup>15</sup>».

Mit der Erwähnung der Hexenverbrennungen ist bereits ein weiterer Gegenstand berührt worden, der aus dem Alltag des 16. Jahrhunderts nicht wegzudenken ist: nämlich der Teufelsglaube, mit dem der Hexenwahn in engem Zusammenhang steht. Der Teufel war im 16. Jahrhundert auch im reformierten Glauben eine ernstzunehmende Realität, mit der man immer und überall rechnen mußte. Von der Person des Teufels hatte

---

<sup>14</sup> Genf, 3. Juni 1571; Zürich, Zentralbibliothek, Ms. F19 [= Bd. 8 der Wickiana], 239.

<sup>15</sup> 26. Mai 1571; Ebenda 239a.

man eine recht deutliche Vorstellung. Bildliche Darstellungen zeigen ihn häufig als Mischwesen aus Mensch und Tier, aufrecht oder auf allen Vieren gehend, ausgerüstet mit Krallen an Händen und Füßen, mit Hörnern und einem Schnabel. Doch war das nur eine charakteristische Erscheinung des Satans, dem im übrigen zahllose Verwandlungen möglich waren, so daß man vor ihm nie sicher war. Überall, wo Böses geschah, stand er im Hintergrund und hatte seine Hand mit im Spiel. Besonders handgreiflich sind die wiederholten Darstellungen des ohrenblasenden Teufels, der mit einem Blasebalg dem Menschen Untaten oder wollüstige Gedanken einbläst<sup>16</sup>. Damit wurde eigentlich versucht, den Menschen von seiner Schuld zu entlasten, indem man letztlich den Teufel, dem man scheinbar hilflos ausgeliefert war, für alle Übeltaten verantwortlich machte.

Die Aktivität des Teufels war unübersehbar. Mit den einen Menschen schloß er einen Pakt und stiftete sie zu Mord und Raub an, andere holte er unverhofft mit Leib und Seele, und wieder andere entführte er durch die Luft in ein fernes Land. Daß er sich, wenn es ihm gerade paßte, auch zum Vertreter der gerechten Sache machte, zeigt nur seine unheimliche Wendigkeit. Die erstaunlichsten Aussagen über die Tätigkeit des Teufels wurden immer wieder von den im Verdacht der Hexerei stehenden Männern und Frauen gemacht. Nach dem Geständnis der letzteren betrieb er mit ihnen zunächst immer Geschlechtsverkehr, um ihnen dann verschiedene Teufelskünste zu lehren, wie etwa das Vernichten der Feldfrüchte, das Heraufbeschwören von Gewittern oder das Zubereiten von Zaubertränken und Salben, welche für die Verbreitung von Pest und anderen Krankheiten an Menschen und Vieh geeignet waren.

Wie beurteilten nun die Theologen das unheilvolle Treiben des Teufels? Heinrich Bullinger äußerte seine Gedanken darüber in dem Traktat «Wider die Schwartzten Künst», der in den 1570er Jahren entstand, aber erst mehrere Jahre nach Bullingers Tod 1586 gedruckt wurde<sup>17</sup>. Darin umschreibt der Antistes die Rolle des Teufels innerhalb Gottes Schöpfung sehr genau. Es steht fest, daß der Teufel von sich aus keine Macht hat, sondern seine Taten nur so weit treiben kann, wie es ihm von Gott erlaubt ist, der den Teufel, nach den Worten Bullingers, «gebraucht als seinen nachrichter oder außrichter seiner gericht<sup>18</sup>». Zur Ausführung dieses Auftrags gebraucht der Teufel seinerseits «die, so seines gesinds

<sup>16</sup> Siehe zum Beispiel Albrecht Dürers Kupferstich «Der Traum des Doktors» von 1497–1499 (*Joseph Meder, Dürer-Katalog, Wien 1932, Nr. 70*).

<sup>17</sup> Heinrich Bullinger, *Wider die Schwartzten Künst, Abergläubigs segnen, unwarhaftigs Warsagen, und andere dergleichen von Gott verbottne Künst ...* (HBBibl I 711).

<sup>18</sup> Ebenda 304.

sind, Zauberer, Hexen unnd andere gottlose grewliche verzweiffelte und verfluchte Menschen<sup>18</sup>». Mit diesem Gedanken löst sich der im Zusammenhang mit der Frage nach dem Ursprung der Pest erwähnte Widerspruch auf, macht es ja nun keinen Unterschied mehr, ob man die Pest als eine von Gott direkt geschickte Strafe oder als vom Teufel, dem Werkzeug Gottes also, verursachte Plage annimmt. Der Teufel tritt aber nicht nur als Vollzieher des göttlichen Gerichts auf, sondern hat vor allem auch die Rolle des Versuchers und Prüfers der Menschen, wofür Bullinger das prominenteste Beispiel aus der Bibel, Hiob, zitiert. Erweist sich der Mensch in seinem Glauben an Gott treu und standhaft, so kann ihm nichts geschehen, denn der Teufel hängt auch in dieser zweiten Funktion, als Versucher des Menschen, ganz von der Gewalt und vom Willen Gottes ab. Das unterstreicht Bullinger nochmals mit aller Deutlichkeit, indem er sagt:

«Unnd hat der Teuffel hie gar keinen gewalt uber den Menschen, mag jhm auch keinen schaden zufügen, weder an Seel, Ehr, Leib und Gut, er habe dann auch erlaubnuß von Gott. ... Wann der GOTT dann dem Teuffel und seinem Gesind etwas erlaubt, thut ers auß gewissen ursachen, und den gläubigen zu gut, wie den ungläubigen zur straff<sup>19</sup>.»

Der rechte, beständige Glaube, die Zuflucht zu Gott konnte den Menschen also sehr wohl vor den Versuchungen des Teufels schützen.

Wir haben bisher anhand einiger ausgewählter Beispiele zu zeigen versucht, wie sehr der Mensch im 16. Jahrhundert sich von allen Seiten bedroht fühlte, ausgeliefert den ungebändigten Naturkräften, den Krankheiten und dem schnellen Tod, ausgeliefert vor allem auch den täglichen Anfechtungen des Teufels. Ein weiterer, ganz anders gearteter Faktor, der sich ebenfalls auf das Lebensgefühl auswirkte, war die politische Lage. In Zürich war nach dem Unglücksjahr 1531 die Unsicherheit und Spannung der labilen Situation deutlich spürbar. Man fürchtete die starke Haltung der katholischen Orte und erwartete vor allem mit Bangen einen neuen Glaubenskrieg, der sich an verschiedenen innereidgenössischen Konflikten leicht wieder entzünden konnte, es seien nur der Solothurner Aufstand im Herbst 1533 und der langwierige Glarnerhandel in der ersten Hälfte der 1560er Jahre erwähnt.

Die Niederlagen bei Kappel und am Gubel haben in der Tat in Zürich während langer Jahre nachgewirkt, denn sie brachten hohe Verluste im Volk und in der politischen Führungsschicht, eine Einbuße der während des ersten Reformationsjahrzehnts erreichten Machtstellung der Stadt sowie erhebliche Zweifel an der Rechtmäßigkeit des evangelischen Glau-

---

<sup>19</sup> Ebenda 305.



bens mit sich. Kein Wunder, daß die Möglichkeit eines neuen Krieges alle Teile der Bevölkerung mit um so größerer Sorge erfüllte, ja daß schon Naturereignisse, die einen Krieg vorausahnen ließen, den Menschen panikartige Furcht einjagten. Vor diesem Hintergrund müssen wir Johannes Stumpfs Aufzeichnung über einen neuen Kometen im Jahre 1533 sehen. Die Beschreibung von dessen Wirkung mag einen Eindruck der allgemeinen Unsicherheit jener Zeit geben, in der die Schlacht von Kappel noch frisch in jedermanns Erinnerung war:

«Anno domini 1533 umb sanct johans tag im summer [= 24. Juni] ward aber ein erschrockenlicher comet gesehen, grusamer dan deren hievor im 31 und 32 jarn keyner erschynen ... Item by den zytten des obangezeugten cometen entsprang ouch groß forcht, kumbar und schwärmüt under den menschen, also das sych an mengen orten die lüt selbs todtend. Zu Winterthur im spittal erhanckt sich ein wyb, zu Zürich im spittal erhanckt sich ouch ein wyb, Zürich im thurn, im Wellenberg, hangt sich ein man, nit ferr umb Embrach ertranckt sich selbs ein man etc. Nit setz ich das (lieber leßer) als nie gehört und chronickwirdig ding, sonder das man by vilen dißer jâmerigen gethaten die gefarlichkeit des zyt abnemme und dester ernstlich sich zu gott bekere etc.<sup>20</sup>.»

Es kann uns nicht wundern, daß angesichts der Unsicherheit, der Angst vor einer ungewissen Zukunft und der alltäglichen Mühsal, die das Leben zur lästigen Bürde machte, im Laufe des 16. Jahrhunderts Gleichgültigkeit und tiefgreifender Pessimismus überhandnahmen. Ein ganz extrem düsteres Bild vom diesseitigen Leben entwirft Johann Jakob Wick in einer seiner Predigten, die er als Dreiundzwanzigjähriger hielt:

«Unser läben hie in diesem zyt ist nüt anderist den iamer angst und not, ein lyden über das ander. Hand wir schon vil fröuden, so hand wir dester meer herzleyden. Nemglich die iuget, was ist sy anderist dan ein stäts gramen und grymen. Die Iuget ist der rüten der arbeyten, und den torrechtigen begerden ergen. Das alter ist nüt anders dan ein stete krankheyt, übel mögende und verdruz deß läbens, da kumpt ein krankheyt über die ander. Da ist vil sorgen. Der ryech darff kein rüwigen mumpfel essen, wer gwaltig ist und über vil herschet der muß auch vil fürchten. Der arm hat nütt den lyden und iamer<sup>21</sup>.»

Wenn auch Wicks Sicht des freudlosen Lebenslaufes überspitzt formuliert ist, so ist sie doch typisch für die Zeit, in welcher das diesseitige Leben als vorübergehendes Stadium nur gering geachtet wurde. Vergäng-

<sup>20</sup> Johannes Stumpf, Reformationschronik (Anm. 4) II 314f.

<sup>21</sup> Predigt Wicks vom 11./12. Februar 1545, Zürich, Zentralbibliothek, Ms. D 79, 59<sup>v</sup>.

lichkeit und Tod hatte man unablässig vor Augen, einen Tod, der nicht einfach dem Leben ein Ende setzte, sondern ganz bewußt als Erlösung aus dem Jammertal gesehen wurde. Hand in Hand mit dem ausgeprägt pessimistischen Weltbild und der Sehnsucht nach dem Jenseits ging im 16. Jahrhundert der Glaube an den bald eintreffenden Jüngsten Tag und das nahe bevorstehende Weltende. Das Bewußtsein, in der Endzeit zu leben, wurde genährt durch die Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde, die, nach Meinung vieler Zeitgenossen, darunter auch von Luther<sup>22</sup>, in auffallend häufiger Zahl erschienen. Die vielen Wunderbücher, Sammlungen von Omina und Prodigia, die in hohen Auflagen gedruckt wurden, hatten immer wieder den einen Sinn, die Menschheit auf das kommende Gericht hinzuweisen, wobei es keine besondere Kunst war, die Zeichen, die im 16. Jahrhundert auftauchten, direkt mit jenen Bibelstellen in Verbindung zu bringen, die vom Jüngsten Tag sprechen, also besonders alttestamentliche Prophetien, das 24. Kapitel des Matthäus-Evangeliums und die Offenbarung des Johannes. Als Beispiele solcher Wunderzeichen-Sammlungen seien hier nur die Werke von Konrad Lykosthenes<sup>23</sup> und des Zwickauer Stadtarztes Job Fincel<sup>24</sup> erwähnt. In den drei «Wunderzeichen»-Bänden des letzteren kehrt die Formel: «Das ende muß verhanden sein!» immer wieder, und in diesem Sinne sind seine Bücher nichts anderes als das möglichst vollständige Beweismaterial für den nahen Weltuntergang.

In Zürich waren es neben anderen Johannes Stumpf und Heinrich Bullinger, die sich mit dem Thema befaßten. Johannes Stumpf widmete seine Predigt «Vom Jüngsten tag und der Zükunfft unsers Herren Jesu Christi» seiner ehemaligen Gemeinde Stammheim:

«Diewyl alle löuff diser gegenwirtigen zyten nüt anders mitbringend dann äben die zeichen, die uns Christus unser Herr im heiligen Evangelio, ouch die heiligen Propheten und Apostel in jren geschrifften, vor dem jüngsten tag künfftig anzeigend<sup>25</sup>.»

---

<sup>22</sup> «Denn so viel grausamer zeichen, so bisher beide am hymel und auff erden gesehen sind, eyn gros unglück furhanden und ein treffliche verenderunge ynn Deutschen landen anzeygen ... Wie wol myr die schrecklichen zeichen und wunder, so diese zeyt her geschehen sind, eynen schweren mut machen und sorge, Gottes zorn sey zu starck angangen ...» Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben, 1525 (WA XVIII 293<sup>21-23</sup>; 334<sup>19-21</sup>).

<sup>23</sup> Konrad Lykosthenes, *Prodigiorum ac ostentorum chronicon*, Basel 1557.

<sup>24</sup> Job Fincel, *Wunderzeichen, Wahrhaftige beschreibung und gruendlich verzeichnus schrecklicher Wunderzeichen und Geschichten*, Jena 1556; *Der ander Teil Wunderzeichen*, Leipzig 1559; *Wunderzeichen, Der dritte Teil*, Jena 1562. Über Fincel siehe *Heinz Schilling*, *Job Fincel und die Zeichen der Endzeit*, in: *Volkserzählung und Reformation*, hg. von *Wolfgang Brückner*, Berlin 1974, S. 326–392.

Heinrich Bullinger veröffentlichte drei Predigten über das Jüngste Gericht<sup>26</sup> und eine ausführliche Auslegung der Offenbarung<sup>27</sup>. In den Ausführungen Stumpfs wie Bullingers kommt die Notwendigkeit ihres Unternehmens deutlich zum Ausdruck. Es ist die Mahnung, die Zeichen der Zeit richtig zu verstehen und zu deuten, von Sünde und Laster zu lassen und sich noch rechtzeitig zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu bekehren.

Welchen Schwierigkeiten und Widerständen die reformierten Pfarrer in dieser Beziehung gegenüberstanden, zeigen ihre in Briefen geäußerten Klagen über die Verstocktheit der Menschen. So schreibt zum Beispiel Heinrich Bullinger am 12. Dezember 1533 an Myconius in Basel:

«Video nimis puerilem credulitatem et securitatem, adeoque et supinam negligentiam nostrorum fascinare animos, adeo ut etiam ad miraculum moniti, exciti, impulsivi, tracti et pertracti a veterno evigilare nolint ... Me certe nostrorum pudet pigetque<sup>28</sup>.»

Im Zusammenhang mit der eschatologischen Grundstimmung schossen Prophezeiungen über die bevorstehenden Jahre und das mutmaßliche Datum des Weltuntergangs ins Kraut, in denen die kühnsten Voraussagen gewagt wurden. Eine dieser Prophetien, das «Prognosticon astronomicum novem mox consequentium Annorum», das von Diethelm Wonicl ins Deutsche übertragen wurde und sich mit den Jahren 1580 bis 1588 befaßt, fand weitherum ernsthafte Beachtung<sup>29</sup>. Darin werden Kriege in Deutschland und Frankreich, allgemeine Zwietracht, Hunger und Teuerungen vorausgesagt. Der Untergang des Papstes steht für das Jahr 1587 fest, und die dem folgenden Jahr 1588 gewidmeten Verse lauten:

«Gaadt dises jaars die welt nit under,  
So gschähend doch gar große wunder<sup>29</sup>.»

---

<sup>25</sup> Johannes Stumpf, Vom Jüngsten tag und der Zükunfft unsers Herren Jesu Christi, Ouch von dem Antichristen unnd den zeichen vor dem letsten tag künfftig, Zürich o. J. (1563), Vorrede.

<sup>26</sup> Das Jüngste Gericht Unsers Herren Jesu Christi, Zürich 1555 (HBBibl I 281); De fine seculi et iudicio, Basel 1557 (HBBibl I 320); Von höchster Fröud und gröstem Leyd deß künfftigen Jüngsten tags, Zürich 1572 (HBBibl I 570).

<sup>27</sup> In Apocalypsim Iesu Christi ... Conciones centum, Basel 1557 (HBBibl I 327).

<sup>28</sup> Zürich, Staatsarchiv, E II 347, 45.

<sup>29</sup> Zürich, Zentralbibliothek, Ms. F 29 [= Bd. 17 der Wickiana], 38; Renward Cysat, Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen pro Chronica Lucernensi et Helvetiae, 1. Abt.: Stadt und Kanton Luzern, 1. Bd., 2. Teil: Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen zur Geschichte der Stadt Luzern, bearbeitet von Josef Schmid, Luzern 1969 (Quellen und Forschungen zur Kulturgeschichte von Luzern und der Innerschweiz, Bd. IV, 2. Teil), S. 934.

Zum Schluß kann zusammenfassend festgestellt werden, daß alle die in diesen Ausführungen angeführten Beispiele – Naturerscheinungen und -katastrophen, Krankheiten, vor allem die Pest, der Teufel und die Beschwörung des Weltuntergangs – zwei Komponenten enthalten. Sie zeigen uns einerseits die Bedrohungen, denen die Menschen ausgesetzt waren, andererseits dienten sie den Theologen dazu, den Zeitgenossen die Allmacht, Vorsehung und Güte Gottes als Chance zur Umkehr in ein gottgefälliges Leben darzulegen, sie aus ihrer Lethargie aufzuwecken und von Sünden und Lastern abzuhalten. Die Klagen der Pfarrer über die Widerspenstigkeit ihrer Mitmenschen scheinen aber zu zeigen, daß auch die gutgemeinten Worte einer reformierten Predigt nicht leicht von Erfolg gekrönt waren.

Dr. Matthias Senn, Dufourstraße 177, 8008 Zürich